

DANIEL DEFOE  
Robinson Crusoe



RUDOLF MAST, geboren 1958, war Segellehrer und Segelmacher, bevor er Theaterwissenschaft und Philosophie in Berlin studierte. Dort arbeitet er heute als Theaterwissenschaftler, Lektor und Übersetzer.

GÜNTHER WESSEL studierte Germanistik und Philosophie und arbeitet seit Beginn der Neunzigerjahre als freier Journalist und Sachbuchlektor. Er schrieb Reiseführer, Biographien und politische Sachbücher, ist Autor von Hörfunkfeatures für alle großen deutschen Rundfunkanstalten und arbeitet regelmäßig als Sachbuchrezensent für *Deutschlandfunk Kultur*.

DANIEL DEFOE

Das Leben und die außergewöhnlich  
erstaunlichen Abenteuer des Seefahrers

# Robinson Crusoe

aus York, der achtundzwanzig Jahre lang allein auf  
einer einsamen Insel vor der Küste Amerikas unweit der  
Mündung des Orinoco lebte, an deren Ufer es ihn nach  
einem Schiffbruch verschlagen hatte, bei dem außer  
ihm die gesamte Besatzung zu Tode kam.

Mit einem Bericht darüber, wie er schließlich auf  
ebenso eigentümliche Weise von Piraten gerettet wurde.  
Von ihm selbst verfasst.

Aus dem Englischen von Rudolf Mast  
Mit einem Nachwort von Günther Wessel

RECLAM 



## Vorwort

Wenn ein Bericht über die Abenteuer eines einzelnen Menschen es je wert war, öffentlich gemacht zu werden, und bei seinem Erscheinen auf eine interessierte Leserschaft hoffen durfte, dann, so die Überzeugung des Herausgebers, ist es dieser.

Die wundersamen Wendungen im Leben dieses Mannes übersteigen (nach Meinung des Herausgebers) alles bisher Dagewesene; abwechslungsreicher kann das Leben eines einzelnen Menschen kaum sein.

Die Ereignisse werden mit Anstand, Ernsthaftigkeit und zu jenem gottgefälligen Sinn und Zweck geschildert, den kluge Menschen stets im Sinn haben, und zwar anderen durch das eigene Beispiel ein Vorbild zu geben und zugleich die Weisheit der Vorsehung, die sich in allen erdenklichen Vorkommnissen zeigt, wie immer sie sich auch zutragen mögen, zu bezeugen und ihr Respekt zu erweisen.

Der Herausgeber hält den Bericht für die Beschreibung von Tatsachen; Erfundenes vermag er darin nicht zu erkennen. Doch gleich ob wahr oder erfunden, ist derlei Lektüre für den Augenblick gedacht, weshalb die Erbauung, die Zerstreuung und die Belehrung, die der Leser daraus zieht, in beiden Fällen die gleiche ist. Und so ist der Herausgeber davon überzeugt, der Welt mit der Veröffentlichung des Berichts, ohne ihn weiter anpreisen zu müssen, einen großen Dienst zu erweisen.

Ich wurde im Jahr 1632 in der Stadt York als Spross einer angesehenen Familie geboren, die allerdings nicht aus diesem Land kam, denn mein Vater war ein Ausländer aus Bremen, der sich zunächst in Hull niedergelassen hatte. Durch Handel erwarb er sich ein ansehnliches Vermögen, gab das Geschäft auf und zog nach York, von wo meine Mutter stammte, deren Angehörige Robinson hießen. Ihre Familie war in der Gegend hoch geachtet, und ihr zu Ehren bekam ich den Namen Robinson Kreutznaer, doch durch die Einverleibung ins Englische wurde unser Familienname zu Crusoe, sogar wir selbst nennen und schreiben uns so, und so haben auch meine Freunde mich immer genannt.

Ich hatte zwei ältere Brüder, von denen einer Oberstleutnant eines in Flandern stationierten englischen Infanterieregiments war, das früher von dem berühmten Oberst Lockhart kommandiert wurde; er fiel in der Schlacht gegen die Spanier bei Dünkirchen. Was aus meinem zweiten Bruder geworden ist, weiß ich nicht, so wie mein Vater und meine Mutter nie erfahren haben, was aus mir geworden ist.

Da ich der dritte und jüngste Sohn der Familie und noch ohne jede Berufsausbildung war, begaben sich meine Gedanken früh auf allerlei Abwege. Mein Vater, der schon sehr alt war, hatte mir ein gewisses Maß an Bildung zukommen lassen, soweit das durch häusliche Erziehung und den Besuch einer öffentlichen Schule auf dem Lande möglich ist, und für mich eine Laufbahn als Jurist vorgesehen, doch ich hatte mir in den Kopf gesetzt, zur See zu fahren, und an diesem Entschluss hielt ich gegen den Willen, ja, den Befehl meines Vaters und allem Flehen und gutem Zureden meiner Mutter und manchen Freundes zum Trotz so unbeirrt fest, dass darin etwas Schicksalhaftes zu liegen schien, in dem sich jenes Elend ankündigte, das mir beschieden sein sollte.

Meinem Vater, einem klugen und besonnenen Mann, war mein Vorhaben nicht entgangen, und mit gutem Rat und ernst

zu nehmenden Argumenten versuchte er, mich davon abzubringen. Eines Morgens rief er mich in sein Zimmer, das er wegen seiner Gicht kaum mehr verließ, um mit mir in aller Offenheit darüber zu sprechen. Er fragte mich, was außer dem bloßen Wunsch zu reisen mich dazu bewog, mein Elternhaus und mein Vaterland zu verlassen, ein Land, in dem mir viele Türen offenstünden und ich die Aussicht hätte, durch Fleiß und Einsatz zu Wohlstand zu kommen und ein ruhiges und angenehmes Leben zu führen. Er erklärte mir, dass nur besonders arme oder besonders begüterte Menschen das Abenteuer in der Fremde suchten, um dadurch aufzusteigen oder sich durch Unternehmungen abseits der ausgetretenen Wege einen Namen zu machen; diese Dinge aber seien entweder zu weit über oder zu weit unter dem, was meinem Stand angemessen sei, der doch eher in der Mitte liege beziehungsweise dem entspreche, was man die oberste Stufe des niederen Milieus nennen könne; die Erfahrung habe ihn gelehrt, dass dieser Stand der beste und dem Glück des Menschen am dienlichsten sei, weil er weder den Qualen und Entbehrungen, der Mühsal und dem Leid des hart arbeitenden Teils der Bevölkerung ausgesetzt noch für den Hochmut, das Schwelgen, den Ehrgeiz und die Missgunst des vornehmeren Teils der Menschheit anfällig sei. Welches Glück darin liege, diesem Stand anzugehören, möge ich daran ermes sen, dass es derjenige sei, dem der Neid aller anderen Menschen gelte; selbst Könige würden die bittere Kehrseite ihrer hohen Geburt beklagen und sich wünschen, in der Mitte zwischen den beiden Extremen zu stehen, zwischen Geringen und Großen, und der Weiseste unter ihnen habe diesen Stand als das Maß wahren Glücks bestimmt, als er darum bat, von Armut und Reichtum verschont zu bleiben.<sup>1</sup>

Er ermunterte mich, mein Augenmerk darauf zu richten, dann würde ich feststellen, dass alles Elend des Lebens sich auf den oberen und den unteren Teil der Menschheit verteile, der mittlere Stand aber am wenigsten von Unglück betroffen sei

und weniger unter Unpässlichkeit und Unwohlsein an Körper wie an Geist zu leiden habe als jene, die als unmittelbare Folge ihres Lebenswandels, sei es Lasterhaftigkeit, Luxus und Extravaganz, sei es harte Arbeit und schlechtes oder unzureichendes Essen, von Krankheiten heimgesucht würden; des Weiteren, dass der mittlere Stand prädestiniert sei für alle Arten von Tugenden und Freuden, dass Friede und Sorglosigkeit seine Begleiter seien, dass Besonnenheit, Mäßigung, Gelassenheit, Gesundheit, Geselligkeit sowie sämtliche Formen angenehmen Zeitvertreibs und erstrebenswerter Vergnügungen zu den Segnungen gehörten, die dem mittleren Stand zuteilwürden; dass Menschen, die ihm angehörten, geräusch- und problemlos durchs Leben gingen und ebenso unbeschwert wieder hinaus, ohne von ihrer Hände oder ihres Kopfes Arbeit behelligt, vom Kampf um das tägliche Brot versklavt zu werden oder unter äußeren Umständen leiden zu müssen, die den Seelenfrieden und die körperliche Erholung bedrohen, ohne vom Feuer des Neides oder vom Schwelbrand des Strebens nach Höherem verzehrt zu werden; stattdessen schritten sie leichten Fußes durch die Welt und schmeckten die Süße des Lebens, ohne dessen Bitterkeit kosten zu müssen, begleitet von dem Gefühl, glücklich zu sein, worin sie jeder neue Tag bestätigte.

Anschließend pochte er mit Nachdruck und größter Zuneigung darauf, ich möge nicht den jugendlichen Helden geben, mich nicht in jenes Unheil stürzen, vor dem mich die Natur und der Stand, in den ich geboren worden war, gerade bewahren sollten; ich sei nicht gezwungen, mein täglich Brot zu verdienen, denn er werde für mich sorgen und bestrebt sein, mir die Lebensweise zu ermöglichen, die er mir soeben ans Herz gelegt habe; sollte ich des Lebens trotzdem nicht recht froh und glücklich werden, dann sei das allein mein Schicksal oder mein Verschulden, er hingegen trüge in diesem Fall keine Verantwortung, da er seiner Pflicht nachgekommen sei und mich vor Schritten gewarnt habe, die, wie er wisse, zu meinem Schaden wären;



kurz: Wie er mich nach Kräften unterstützen würde, sofern ich, wie von ihm verlangt, zu Hause bliebe und ein geordnetes Leben führte, so wolle er andererseits nicht zu meinem Unglück beitragen, indem er mich zum Fortgehen auch noch ermutige; zu guter Letzt führte er mir meinen älteren Bruder als Beispiel vor Augen, auf den er ebenso nachdrücklich einzuwirken versucht habe, um ihn davon abzubringen, nach den Niederlanden in den Krieg zu ziehen<sup>2</sup>, sich jedoch nicht habe durchsetzen können, weil mein Bruder im jugendlichen Überschwang nicht davon abzubringen gewesen sei, zum Militär zu gehen, wo er den Tod gefunden habe, und auch wenn er nicht aufhören werde, für mich zu beten, wage er die Voraussage, dass der liebe Gott zu einem unbedachten Schritt, wie ich ihn vorhätte, seinen Segen nicht geben werde und ich eines Tages, wenn niemand in der Nähe wäre, dessen Hilfe ich in Anspruch nehmen könnte, Zeit und Anlass fände, darüber nachzudenken, warum ich seinen Rat missachtet hätte.

Beim letzten Teil seiner Rede, die wahrlich prophetisch war, auch wenn ich kaum annehme, dass sich mein Vater dessen bewusst war, bei diesem letzten Teil seiner Rede also fiel mir auf, dass Tränen über sein Gesicht liefen, zumal an jener Stelle, an der er über meinen Bruder sprach, der gefallen war, und als er davon sprach, dass ich dereinst Anlass zur Reue haben werde, jedoch niemanden, der mir helfen könnte, war er so bewegt, dass er seine Rede abbrach und erklärte, sein Herz sei zu schwer, um weitersprechen zu können.

Ich war von der Rede tief beeindruckt, aber wem wäre es anders ergangen? Also entschied ich, die Absicht fortzugehen nicht weiter zu verfolgen, sondern dem Wunsch meines Vaters zu entsprechen und mich in der Heimat niederzulassen. Doch schon nach wenigen Tagen waren die guten Vorsätze dahin, und um weiteren Behelligungen durch meinen Vater vorzubeugen, beschloss ich nach wenigen Wochen, mich heimlich aus dem Staub zu machen. Immerhin handelte ich nicht so übereilt, wie

der Eifer des Entschlusses es geboten hätte, sondern nahm meine Mutter in einem Moment, da ihre Stimmung besser zu sein schien als sonst, zur Seite und gestand ihr, dass ich so festen Willens sei, die Welt zu sehen, dass ich mich unmöglich mit der gebotenen Ernsthaftigkeit dauerhaft für etwas anderes erwärmen könnte und mein Vater mir lieber seine Erlaubnis geben solle, als mich zu zwingen, ohne sie zu gehen; ich argumentierte, dass ich unterdessen achtzehn Jahre alt geworden und damit zu alt sei, um bei einem Kaufmann in die Lehre zu gehen oder mich als Rechtsanwaltsgehilfe ausbilden zu lassen, und selbst wenn ich es täte, ich doch sicher sei, dass ich es nicht lange durchhalten, sondern vor der Zeit meinem Lehrherrn davonlaufen und zur See fahren würde. Doch sollte sie meinen Vater dazu bewegen können, mir seinen Segen für eine einzige Reise in die Fremde zu geben, so würde ich, wenn ich zurückkehrte und es mir nicht gefallen habe, bleiben und versprechen, die verlorene Zeit durch doppelten Fleiß aufzuholen.

Meine Worte versetzten meine Mutter in helle Aufregung. Sie erwiderte, dass es keinerlei Zweck habe, mit meinem Vater über dieses Thema zu sprechen, weil er viel zu genau wisse, was in meinem Interesse sei, um seine Zustimmung zu etwas zu geben, was zu meinem Schaden sei, und dass sie sich frage, wie ich nach dem Gespräch mit ihm und den liebevollen Worten, die er, wie sie wisse, gefunden habe, dergleichen überhaupt zu hoffen wagen könne; kurzum, wenn ich denn mein Leben ruinieren wolle, dann sei mir nicht zu helfen, doch dann möge ich mich damit abfinden, dass meine Eltern niemals ihre Einwilligung geben würden. Sie selbst wolle nicht zu meinem Untergang beitragen, und ich solle nicht erwarten, dass sie sich mit etwas einverstanden erkläre, was mein Vater ablehne.

Wie ich später erfuhr, hat meine Mutter ihrer Weigerung zum Trotz meinem Vater sehr wohl von dem Gespräch berichtet, und nachdem er sich von dem Schock erholt hatte, erklärte er ihr seufzend: »Der Junge könnte glücklich werden,

wenn er zu Hause bliebe, aber wenn er uns verlässt, wird er das unseligste Geschöpf, das je geboren wurde. Dazu kann ich meinen Segen nicht geben.«

Es dauerte noch fast ein Jahr, bis ich loszog. In der Zwischenzeit stellte ich mich taub gegenüber allen Vorschlägen, einen Beruf zu ergreifen, und beklagte mich bei meinem Vater und meiner Mutter mehrfach darüber, dass sie so strikt gegen etwas waren, was mir, wie sie sehr genau wussten, eine innere Stimme befahl. Eines Tages verschlug es mich zufällig und ohne jeden Hintergedanken nach Hull, wo ein Freund, der auf dem Schiff seines Vaters nach London fahren wollte, mich aufforderte, ihn zu begleiten, und mir den unter Seeleuten gebräuchlichen Köder unter die Nase hielt, dass ich für die Überfahrt nichts bezahlen müsse, weshalb ich weder Vater noch Mutter informierte und ihnen nicht einmal eine Nachricht schickte, sondern es dem Zufall überließ, ob sie davon erfahren, und, ohne Gottes oder meines Vaters Segen und ohne die Umstände oder Konsequenzen zu bedenken, am 1. September 1651<sup>3</sup>, in einer weiß Gott unglückseligen Stunde, an Bord eines Schiffes ging, das Kurs auf London nehmen sollte. Nie, so meine Überzeugung, ist das Unglück plötzlicher über einen jungen Abenteurer gekommen oder hat länger andauert als meines. Kaum hatte das Schiff den Humber verlassen, frische der Wind auf, und die Wellen wurden furchterregend hoch. Da ich noch nie zur See gefahren war, wurde mir auf eine Weise schlecht, für die mir die Worte fehlen, und ich bekam es mit der Angst zu tun. Jetzt erst begann ich ernsthaft darüber nachzudenken, was ich getan hatte, und kam zu der Erkenntnis, dass der Himmel mich nur zu Recht bestrafte, da ich mein Elternhaus leichtfertig verlassen und meine Pflichten vernachlässigt hatte. Der gute Rat meiner Eltern, die Tränen meines Vaters und das Flehen meiner Mutter kamen mir in den Sinn, und mein Gewissen, das noch nicht so abgestumpft war, wie es später werden sollte, machte mir schwere Vorhaltungen, weil ich

alle Ratschläge missachtet und die Pflichten gegenüber Gott und meinem Vater verletzt hatte.

Derweil legte der Sturm weiter zu, und die See, die mir doch völlig fremd war, wurde noch rauer, wenn auch bei Weitem nicht so rau, wie ich es seither häufig und zum ersten Mal wenige Tage später erleben sollte. Dennoch war es genug, um mich, der ich als Seemann ein Anfänger war und keinerlei Erfahrung hatte, in Angst und Schrecken zu versetzen. Bei jeder Welle fürchtete ich, sie könnte uns verschlucken, und jedes Wellental, in das wir stürzten, schien mir zu tief, als dass das Schiff sich je hätte wieder daraus erheben können. In meiner Seelenqual fasste ich einen Vorsatz und gelobte, dass ich, sofern der liebe Gott mich verschonen, ich diese Reise überleben und den Fuß je wieder auf festen Boden setzen würde, schnurstracks nach Hause und zu meinem Vater gehen und in meinem ganzen Leben nie wieder ein Schiff betreten, dass ich den Rat meines Vaters befolgen und um solcherlei Gefahren fortan einen großen Bogen machen würde. Jetzt begriff ich, wie recht er mit seinen Ausführungen über das Leben des mittleren Standes gehabt hatte, wie angenehm und leicht sein Leben gewesen war, da er weder auf See einem Sturm noch an Land einem Unheil hatte trotzen müssen, und so entschied ich, als verlorener Sohn reumütig zu meinem Vater zurückzukehren.<sup>4</sup>

Diese einsichtigen und besonnenen Gedanken dauerten an, solange der Sturm andauerte, und sogar noch ein bisschen darüber hinaus; am nächsten Tag aber hatten Wind und Seegang etwas abgenommen, und ich fing an, mich an sie zu gewöhnen. Gleichwohl blieb meine Stimmung den ganzen Tag über sehr düster, zumal ich auch noch etwas seekrank war. Doch später klarte das Wetter auf, der Wind schlief fast vollständig ein, und der Tag endete mit einem beeindruckend schönen Abend. Die Sonne ging an einem wolkenlosen Himmel unter und am nächsten Morgen auch wieder auf; es herrschte nahezu Flaute, die See war spiegelglatt und reflektierte das Sonnenlicht – ein Anblick,

der, so schien mir, schöner als alles war, was ich bis dahin gesehen hatte.

In der Nacht hatte ich gut geschlafen, und nun war ich nicht länger seekrank, sondern bester Laune, und schaute staunend auf das Meer, das tags zuvor so aufgewühlt und furchterregend gewesen war und doch nach so kurzer Zeit so ruhig und friedlich sein konnte. Und als wären meine guten Vorsätze davon nicht schon bedroht genug, stellte sich in diesem Augenblick der Freund, der mich an Bord gelockt hatte, zu mir. »Na, Bob«, sagte er und klopfte mir auf die Schulter, »wie geht's dir? Du hast bestimmt ziemlich gelitten, als es gestern Nacht etwas aufgefrischt hat.«

»Aufgefrischt nennst du das?«, erwiderte ich. »Das war ein schrecklicher Sturm.«

»Ein Sturm, du Dummkopf«, widersprach er, »das war doch kein Sturm. Das war gar nichts. Ein gutes Schiff auf offener See, und wir lachen über eine solche Brise. Aber woher sollst du Landratte das wissen? Komm, Bob, wir machen uns einen Punsch und reden nicht mehr drüber. Ist das nicht ein Prachtwetter heute?«

Der folgende traurige Teil meiner Geschichte ist schnell erzählt: Es erging uns wie noch jedem Seemann. Wir bereiteten den Punsch zu und betranken uns, und in dieser einen lasterhaften Nacht warf ich jeden Gedanken an Reue, die Einsicht in mein Fehlverhalten und sämtliche guten Vorsätze über Bord. Kurzum: So wie das Meer nach dem Abflauen des Sturms schnell wieder ruhig und friedlich geworden war, so meldeten sich, kaum war das Chaos in meinem Kopf vergangen und meine Angst, vom Meer verschlungen zu werden, gegenstandslos geworden, meine Sehnsüchte zurück, und ich vergaß die Schwüre und Versprechen, die ich in meiner Not geleistet hatte. Zwar meldete sich für Momente, in denen die Vernunft für kurze Zeit die Oberhand gewann, mein Gewissen zu Wort, doch derlei Anwandlungen begegnete ich wie einer Krankheit, die ich ab-

schüttelte und mit Geselligkeit und Alkohol kurierte. Nach fünf, sechs Tagen hatten sich die Anfälle, wie ich sie nannte, gelegt, und der Sieg über das schlechte Gewissen war so vollständig, wie ein junger Mensch, der von Skrupeln nicht behelligt werden wollte, es sich nur wünschen konnte. Eine letzte Prüfung stand mir jedoch noch bevor, und wie in solchen Fällen üblich, beschloss die Vorsehung, mir die Chance, mich ahnungslos und überrascht zu geben, restlos zu verbauen. Denn da ich bisher keine Gelegenheit zur Umkehr genutzt hatte, sollte das Folgende ein Erlebnis werden, das selbst den größten und abgefemtsten Bösewicht dazu gebracht hätte, das Übermaß der Gefahr wie der göttlichen Gnade anzuerkennen.

Am sechsten Tag auf See erreichten wir die Reede vor Yarmouth. Seit dem Sturm hatte der Wind nur schwach und zudem aus der falschen Richtung geweht, sodass wir nur langsam vorangekommen waren. Vor Yarmouth mussten wir ankern, derweil der Wind sieben oder acht weitere Tage lang aus Südwest und damit aus der falschen Richtung kam. In dieser Zeit trafen viele Schiffe aus Newcastle auf der Reede ein, um hier zu ankern und auf günstigen Wind für die Einfahrt in den Fluss zu warten.

Gleichwohl hätten wir nicht so lange auf Reede gelegen, sondern das Schiff mithilfe der Gezeiten den Fluss hinaufgesteuert, wäre der Wind nicht so stark gewesen, wobei er nach vier oder fünf Tagen noch zunahm. Die Reede von Yarmouth gilt jedoch als sicherer Ankergrund, und wir verfügten über ein solides Grundgeschirr, sodass die Besatzung gelassen blieb und keinen Anlass sah, sich Sorgen zu machen, sondern sich, wie auf See üblich, die Zeit mit Nichtstun oder Geselligkeit vertrieb. Am Morgen des achten Tages aber wurde der Wind so stark, dass alle Mann an Deck gerufen wurden, um die Stengen zu laschen und an Deck alles zu vertäuen, damit das Schiff so ruhig als möglich im Wasser lag. Gegen Mittag jedoch wurden die Wellen so hoch, dass unser Schiff tief mit dem Bug eintauchte und das komplette

Deck mehrmals überspült wurde. Ein- oder zweimal sah es so aus, als habe sich der Anker losgerissen, woraufhin der Kapitän befahl, den Reserveanker auszubringen, sodass wir nun zwei Buganker führten; zudem steckten wir so viel Kette wie irgend möglich.

Inzwischen tobte ein wahrhaft fürchterlicher Sturm, und selbst in den Gesichtern der Seeleute erkannte ich nun Anzeichen von Angst und Schrecken. Der Kapitän achtete sehr genau darauf, dass alles getan wurde, was die Sicherheit des Schiffes erforderte, doch wenn er auf seinem Weg in die Kabine und zurück an Deck an mir vorbeikam, hörte ich ihn mehrfach leise Dinge vor sich hin sagen wie: »Der liebe Gott stehe uns bei. Wir sind verloren. Um uns ist es geschehen.« Das zunehmende Durcheinander erlebte ich wie betäubt; ich lag regungslos in meiner Kabine im Zwischendeck, und wie mir zumute war, vermag ich nicht zu sagen. Ein weiteres Mal Reue zu schwören wäre unglaublich gewesen, dafür hatte ich dieses Gefühl beim ersten Mal zu sehr mit Füßen getreten und mich dagegen immun behauptet. Zudem ging ich davon aus, dass ich die Bitterkeit des Todes nicht schmecken müsse, weil, wie beim ersten Mal, alles nicht so schlimm kommen würde. Doch als, wie beschrieben, sogar der Kapitän, als er an mir vorüberkam, davon sprach, dass wir alle verloren seien, packte mich die nackte Angst. Ich verließ meine Kabine, ging an Deck und schaute mich um, doch etwas derartig Trostloses hatte ich noch nie gesehen. Die Wellen waren hoch wie Berge und brachen sich alle drei oder vier Minuten über dem Schiff. Wohin ich auch sah, erblickte ich nichts als Elend. Zwei Schiffe, die ganz in der Nähe ankerten, hatten die Masten auf Höhe des Decks gekappt und lagen dennoch tief im Wasser, und den Rufen unserer Männer entnahm ich, dass ein Schiff, das etwa eine Meile vor uns gelegen hatte, gesunken war. Zwei andere Schiffe hatten sich losgerissen und waren von der Reede hinaus auf die offene See getrieben, wo sie ohne Masten ihrem Schicksal entgegensehen.

Die leichteren Schiffe kamen noch am besten zurecht, weil sie sich in der aufgewühlten See nicht so sehr plagen mussten, doch zwei oder drei von ihnen kamen uns bedrohlich nahe, als sie nur mit der Blinde vor dem Wind abliefen.

Gegen Abend flehten Steuermann und Bootsmann unseren Kapitän an, den vorderen Mast kappen zu dürfen, doch dieser zeigte sich äußerst unwillig. Erst nachdem der Bootsmann eingewandt hatte, dass unser Schiff andernfalls untergehen würde, stimmte er zu. Doch als der Fockmast gekappt war, pendelte der Großmast so stark, dass das ganze Schiff in Bewegung geriet und die Männer sich gezwungen sahen, auch den Großmast zu opfern. Nun war das Deck nahezu leer.

Jeder mag sich selbst ausmalen, wie ich mich bei alldem fühlte, der ich als Seemann ein blutiger Anfänger war und zuvor aus weitaus geringerem Anlass fürchterliche Angst ausgestanden hatte. Doch wenn ich aus großer zeitlicher Entfernung meine Gedanken und Gefühle von damals beschreiben soll, dann war der Schrecken darüber, dass ich alle früheren Einsichten drangegeben und mich wieder meinen ursprünglich gehegten gefährlichen Vorsätzen zugewandt hatte, zehnmal größer als die Angst vor dem Tod. In Verbindung mit dem grauenvollen Sturm versetzte mich das in eine Stimmung, für die ich keine Worte habe. Doch stand mir das Schlimmste noch bevor, denn der Sturm wütete mit einer solchen Kraft, dass selbst gestandene Seeleute einräumen mussten, etwas Vergleichbares nie erlebt zu haben. Wir hatten ein stabiles Schiff, aber es war schwer beladen und schlingerte so stark, dass aus der Besatzung immer wieder der Ruf ertönte, es sei im Begriff zu kentern. Es kam mir so gesehen zugute, dass ich nicht wusste, was Kentern bedeutete, jedenfalls nicht, bis ich nachfragte. Der Sturm war so gewaltig, dass ich etwas erlebte, was selten zu erleben ist: Kapitän, Bootsmann und einige andere Männer, die empfindsamer waren als der Rest, beteten gemeinsam, als stünde der Untergang des Schiffes unmittelbar bevor. Gegen Mitternacht und zur Meh-



rung unserer Verzweiflung rief einer der Männer, der unter Deck nach dem Rechten gesehen hatte, dass wir ein Leck hätten; ein anderer berichtete, dass das Wasser im Frachtraum schon vier Fuß hoch stünde. Daraufhin wurden alle Männer an die Pumpen beordert. Schon das Wort genügte, und das Herz in meiner Brust, so schien mir, blieb stehen. Ich fiel rücklings von der Bettkante, auf der ich gegessen hatte, auf den Boden der Kabine. Doch die Männer scheuchten mich hoch und meinten, dass ich, der sich bis dahin an nichts hatte beteiligen können, genauso gut pumpen könne wie jeder andere; also rappelte ich mich auf, ging zu den Pumpen und machte mich beherzt an die Arbeit. Derweil sah der Kapitän, dass einige kleinere Kohleschiffe, die dem Sturm nicht länger gewachsen waren, den Anker aufholen und sich auf das offene Meer retten wollten, wobei sie uns bedrohlich nahe kommen würden. Daher befahl er, eine Kanone als Notsignal abzufeuern. Da ich nicht wusste, was der Knall zu bedeuten hatte, war ich so erschrocken, dass ich fürchtete, das Schiff sei auseinandergebrochen oder etwas anderes Fürchterliches sei passiert. Kurzum: Ich war derart überrascht, dass ich in Ohnmacht fiel. Weil ein jeder damit beschäftigt war, für sich selbst zu sorgen, nahm niemand von mir oder meinem Los Notiz, bis einer der Männer an die Pumpe trat und mich mit dem Fuß beiseiteschob, weil er offenbar davon ausging, ich sei tot. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich wieder zu mir kam.

Wir pumpten unermüdlich, doch da das Wasser im Frachtraum weiter stieg, war abzusehen, dass unser Schiff verloren war. Auch wenn der Sturm ein wenig nachließ, war ausgeschlossen, dass wir schwimmend den nächsten Hafen erreichten, und so ließ der Kapitän weitere Kanonenschüsse abfeuern, um Unterstützung anzufordern. Tatsächlich brachte eines der kleineren Schiffe in unserer Nähe, das dem Sturm besser standgehalten hatte, ein Rettungsboot aus, das uns zu Hilfe kommen sollte. Unter größten Gefahren näherte es sich uns, doch weder konnten wir in das Rettungsboot umsteigen, noch

konnte das Boot bei uns längsseits gehen. Schließlich warfen unsere Männer über das Heck eine Boje mit einer Leine ins Wasser, die sie ein gutes Stück fierten, damit die Männer im Rettungsboot, die sich in die Riemen legten und ihr Leben riskierten, um unseres zu retten, sie zu fassen bekamen. Als das nach großen Mühen geschafft war, zogen sie das Boot nah unter das Heck, sodass wir umsteigen konnten. Schnell wurde allen im Boot klar, dass der Versuch, zu ihrem Schiff zurückzukehren, zum Scheitern verurteilt war, also beschlossen wir gemeinsam, das Boot treiben zu lassen und unseren Einsatz darauf zu beschränken, es so dicht wie möglich unter Land zu halten. Für den Fall, dass es am Ufer zerschellen sollte, sagte unser Kapitän zu, dem anderen Kapitän den Schaden zu ersetzen. Halb treibend, halb gerudert steuerte unser Boot parallel zur Küste Richtung Norden fast bis zur Landzunge von Winterton.

Wir hatten unser Schiff kaum länger als eine Viertelstunde verlassen, als wir es sinken sahen, und nun verstand ich erst richtig, was es bedeutete, wenn ein Schiff auf hoher See verloren ging. Ich muss zugeben, dass ich kaum hinsehen konnte, als die Seeleute mir erklärten, dass es nun untergehe, denn von dem Moment an, in dem sie mich in das Rettungsboot eher gesetzt hatten, als dass ich selbst hineingeklettert wäre, war mein Herz wie tot, zum einen wegen des Schreckens, der hinter mir lag, zum anderen wegen der akuten Angst und der bangen Frage, was mir noch bevorstand.

Einstweilen zerrten die Männer an den Riemen, um das Boot Richtung Küste zu bewegen; jedes Mal, wenn wir einen Wellenberg erreichten und das Ufer sahen, konnten wir erkennen, dass dort viele Menschen zusammenliefen, um uns beizustehen, wenn wir nahe genug unter Land kämen, doch wir näherten uns ihm nur sehr langsam und erreichten es erst, als wir den Leuchtturm von Winterton passiert hatten, wo die Küste leicht nach Westen Richtung Cromer abknickt und dem Wind ein wenig von seiner Kraft nahm. Hier steuerten wir ans Ufer und ge-

langten, wenn auch nicht ohne erhebliche Mühen, alle sicher an Land; anschließend gingen wir nach Yarmouth, wo wir unglückseligen Menschen mit großer Freundlichkeit empfangen wurden, und zwar sowohl von offiziellen Vertretern des Ortes, die uns angenehme Quartiere zuwiesen, als auch von einigen Kaufleuten und Schiffseignern. Wir bekamen sogar genügend Geld, um damit entweder nach London oder, wem das lieber war, zurück nach Hull zu fahren.

Hätte ich nun vernünftig entschieden und wäre zurück nach Hull und nach Hause gefahren, wäre alles gut geworden, und mein Vater hätte, ganz wie im biblischen Gleichnis, sicherlich sogar ein gemästetes Kalb für mich geschlachtet<sup>5</sup>, denn dass ich mich auf dem Schiff befunden hatte, das auf der Reede vor Yarmouth gesunken war, hatte er sehr bald erfahren, dass ich nicht ertrunken war, hingegen erst mit großer Verspätung.

Doch das Verhängnis trieb mich mit einer Entschiedenheit voran, der nichts und niemand gewachsen war, und auch wenn mich meine Vernunft und mein Urteilsvermögen mehrmals lautstark mahnten, nach Hause zu fahren, brachte ich nicht die Kraft auf, ihnen zu folgen. Ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, noch will ich behaupten, dass ein geheimes gebieterisches Machtwort von uns verlangt, unseren eigenen Untergang zu betreiben, obwohl er klar vor uns liegt und wir sehenden Auges hineingehen. Und doch konnte es nur ein solches höheren Ortes verfügtes, unabwendbares Unheil sein, das über mir schwebte und dem ich nicht entkommen konnte, das mich gegen besseres Wissen und sämtliche Überzeugungen und nicht zuletzt gegen zwei deutliche Warnungen handeln ließ, die mir bei meinem ersten Ausreißversuch erteilt worden waren.

Mein Freund, der Sohn des Kapitäns, der mir zuvor noch gut zugeredet hatte, war nun deutlich zurückhaltender als ich. Als ich zum ersten Mal nach unserer Ankunft in Yarmouth mit ihm sprach, was, da wir in verschiedenen Quartieren untergebracht waren, erst nach zwei oder drei Tagen war, schien es mir, dass

sich sein Tonfall verändert hatte. Er wirkte schwermütig und schüttelte den Kopf, erkundigte sich, wie es mir ging, und erklärte schließlich seinem Vater, wer ich sei, dass ich die Welt sehen wolle und die Schiffsreise nur als Probe aufs Exempel mitgemacht hatte. Sein Vater sah mich mit besorgter Miene an: »Junger Mann«, sagte er ernst, »Ihr solltet nie wieder zur See fahren, sondern das Geschehene als klaren und unmissverständlichen Beweis dafür nehmen, dass Ihr nicht für die Seefahrt gemacht seid.«

»Und Ihr?«, fragte ich. »Fahrt Ihr auch nie wieder zur See?«

»Das ist etwas anderes«, erwiderte er. »Es ist mein Beruf und daher auch meine Pflicht. Aber da diese Reise für Euch eine Probe war, hat der Himmel Euch ja deutlich zu verstehen gegeben, was Ihr zu erwarten habt, solltet Ihr an Eurem Plan festhalten. Vielleicht ist uns das alles nur Euretwegen widerfahren, wie Jona, der mit dem Schiff nach Tarsis fliehen wollte.<sup>6</sup> Und überhaupt«, fuhr er fort, »was seid Ihr von Beruf? Und was führt Euch aufs Meer?« Daraufhin erzählte ich ihm die wesentlichen Punkte meiner Geschichte, und als ich damit fertig war, fuhr er mich mit einiger Erregung an: »Was habe ich nur verbrochen, dass ein solch armer Teufel auf meinem Schiff gelandet ist? Nicht für tausend Pfund würde ich gemeinsam mit Euch noch mal ein Schiff betreten.« Der Einwurf war, wie gesagt, seiner Stimmung geschuldet, die immer noch vom Verlust des Schiffes geprägt war, und doch ging er damit weiter, als es ihm zustand. Anschließend redete er mit ernstesten Worten auf mich ein, ermahnte mich, zu meinem Vater zurückzukehren, nicht mein Verderben heraufzubeschwören und nicht die Zeichen des Himmels zu übersehen.

»Und, junger Mann«, sagte er schließlich, »auf eines könnt Ihr Euch verlassen: Wenn Ihr nicht zurückgeht, wird, wohin auch immer es Euch verschlägt, nichts als Unheil und Enttäuschung auf Euch warten, bis sich die Worte Eures Vaters erfüllt haben.«

Weil ich nur widerwillig antwortete, trennten wir uns kurz darauf, und danach habe ich ihn nicht mehr gesehen. Daher weiß ich auch nicht, wie er die Reise fortsetzte. Ich für meinen Teil reiste, da ich etwas Geld in der Tasche hatte, über Land nach London, wo ich mir, wie schon unterwegs, den Kopf darüber zerbrach, welchen Weg mein Leben nehmen und ob ich nach Hause zurückkehren oder zur See fahren sollte.

Selbst den besten Gründen, die mir dafür einfielen, nach Hause zu gehen, stand das Gefühl der Scham gegenüber. Ich malte mir aus, wie die Nachbarn mich auslachen würden und ich nicht nur meinem Vater und meiner Mutter, sondern auch allen anderen zutiefst beschämt gegenübertreten würde. Seither habe ich oft beobachten können, wie ungereimt und irrational die Menschen, vor allem die Jugend, auf die Stimme der Vernunft reagieren, die sie doch in solchen Situationen leiten sollte. Sie schämen sich zwar nicht, zu sündigen, wohl aber, es zu bereuen; sie schämen sich nicht für Taten, die sie als Narren dastehen lassen, wohl aber dafür, sich zu besinnen, auch wenn sie das als kluge Menschen ausweisen würde.

Meine Unentschiedenheit hielt eine Weile an, mit ihr die Unsicherheit, was ich tun und wie ich mein Leben führen sollte. Was ebenfalls blieb, war der Unwille, nach Hause zu gehen, und je mehr Zeit verstrich, desto mehr verblasste die Erinnerung an die Not, in der ich mich befunden hatte; mit ihr verblassten auch die wenigen Gründe, die dafürsprachen, nach Hause zu gehen, und so machte ich mich auf die Suche nach einem Schiff, auf dem ich anheuern konnte.

Der schlechte Einfluss, der mich aus meinem Elternhaus vertrieben und auf die Idee gebracht hatte, mein Glück anderswo zu suchen, der mir diese Flausen so nachhaltig in den Kopf setzte, dass ich taub für den guten Rat, das Flehen und selbst die Befehle meines Vaters wurde, dieser Einfluss, worin auch immer er bestanden haben mag, führte mich schnurstracks in das unglücklichste aller Abenteuer, denn ich ging an Bord eines Schif-

fes, dessen Ziel die Küste Afrikas war, oder, wie die Seeleute sich ausdrücken, an Bord eines Guineafahrers.

Ein großes Unglück war, dass ich für die kommenden Abenteuer nicht als Matrose anheuerte, weil ich dann zwar härter hätte arbeiten müssen als sonst, dafür aber die Aufgaben und Pflichten eines Vollmatrosen erlernt und mit der Zeit vielleicht zum Maat oder Leutnant hätte aufsteigen können, wenn nicht gar zum Kapitän. Doch wie mich mein Schicksal seit jeher die falschen Entscheidungen treffen ließ, so blieb ich mir auch dieses Mal treu: Da ich Geld in der Tasche und gute Kleidung am Leib hatte, entschied ich mich, als Passagier an Bord zu gehen, sodass ich weder eine Aufgabe noch Anlass hatte, eine zu übernehmen.

Doch zunächst hatte ich Glück und geriet in London in gute Gesellschaft, was einem jungen, unbegleiteten und auf sich gestellten Mann, wie ich es war, nicht immer vergönnt ist. Normalerweise versäumt der Teufel es nicht, für solche Menschen recht bald eine Falle auszulegen. Bei mir machte er eine Ausnahme, und so lernte ich einen Kapitän kennen, der mit großem Erfolg die Küste Guineas bereist hatte und entschlossen war, erneut dorthin zu fahren. Offenbar schätzte er meine Art, Konversation zu pflegen, die damals in der Tat alles andere als unangenehm war, und als er hörte, dass ich die Welt sehen wollte, bot er mir an, mit ihm zu reisen, ohne dafür zu bezahlen; ich sollte ihm lediglich Gesellschaft leisten, und falls ich etwas mitnehmen wolle, womit sich handeln ließe, dann sollte ich den möglichen Gewinn für mich behalten dürfen; wer weiß, vielleicht würde ich sogar Gefallen daran finden.

Ich nahm das Angebot dankend an und ging mit dem Kapitän, der ein ehrlicher und geradliniger Mensch war und mit dem ich rasch Freundschaft schloss, auf Reisen. Zuvor investierte ich eine kleinere Summe, die ich dank des selbstlosen Rats meines Freundes, des Kapitäns, beträchtlich vergrößern konnte. Insgesamt legte ich vierzig Pfund Sterling in verschiedene Kleinig-

keiten an, zu deren Kauf der Kapitän mir geraten hatte. Diese vierzig Pfund hatte ich mithilfe einiger Verwandter zusammenbekommen, mit denen ich in brieflichem Kontakt stand und die, wie ich glaube, meinen Vater oder zumindest meine Mutter dazu bewegen konnten, sich mit diesem Betrag an meinem ersten Geschäft zu beteiligen.

Diese Reise war die einzige, die ich erfolgreich nennen möchte, was wiederum der Redlichkeit und Ehrlichkeit meines Freundes, des Kapitäns, zu verdanken war, von dem ich alles Wichtige über die Theorie und Praxis der Schiffsführung lernte. Er brachte mir bei, den Kurs eines Schiffes und dessen Position zu bestimmen, und vermittelte mir Dinge, die ein Seemann wissen sollte. Und wie es ihm Freude bereitete, sie mir beizubringen, so bereitete es mir Freude, sie zu lernen. So wurde ich auf dieser Reise sowohl zum Seemann als auch zum Kaufmann, denn ich brachte fünf Pfund, neun Unzen Goldstaub mit zurück, für die ich in London fast dreihundert Pfund Sterling bekam, was jene ehrgeizigen Ziele in mir weckte, die mich direkt ins Verderben führen sollten.

Und selbst auf dieser ersten Reise blieb ich nicht vom Pech verschont, vor allem, weil ich ständig krank war. Ich litt an hohem Fieber, das durch die große Hitze ausgelöst wurde, schließlich lag unser Haupthandelsgebiet an einer Küste, die sich vom fünfzehnten nördlichen Breitengrad bis zum Äquator erstreckte.

Immerhin galt ich nun als Experte im Handel mit Guinea, und da mein Freund zu meinem Leidwesen kurz nach unserer Rückkehr starb, beschloss ich, dieselbe Reise erneut zu wagen, und begab mich auf dasselbe Schiff, das nun von einem Mann kommandiert wurde, der dem alten Kapitän bei der ersten Reise als Steuermann gedient hatte. Es wurde die unseligste Reise, die je ein Mensch gemacht hat, denn obwohl ich von meinem neu erlangten Vermögen kaum einhundert Pfund Sterling mitnahm, mithin zweihundert Pfund übrig blieben, die ich der Witwe mei-

nes Freundes, die mir überaus wohlgesinnt war, in Verwahrung gab, wartete auf dieser Reise großes Unglück auf mich. Es begann damit, dass unser Schiff, das Kurs auf die Kanarischen Inseln nahm oder sich vielmehr zwischen diesen Inseln und der Küste Afrikas befand, im Morgengrauen von einem türkischen Piratenschiff aus Salé überrascht wurde, das mit vollen Segeln die Verfolgung aufnahm. Daraufhin setzten auch wir so viele Segel, wie an unseren Rahen Platz fanden und unsere Masten tragen konnten, doch weil wir merkten, dass der Kaperfahrer aufholte und uns binnen weniger Stunden eingeholt haben würde, bereiteten wir uns auf einen Kampf vor. Unser Schiff verfügte über zwölf Kanonen, das der Seeräuber über achtzehn. Gegen drei Uhr nachmittags hatten die Verfolger uns eingeholt, doch weil sie uns nicht, wie beabsichtigt, quer zum Heck, sondern aus Versehen auf Höhe des Achterdecks passierten, konnten wir acht unserer Kanonen auf sie ausrichten und eine Breitseite abfeuern, woraufhin sie sich zurückfallen ließen, wenn auch erst nachdem sie unseren Beschuss erwidert und knapp zweihundert Mann, die an Bord waren, ihre Schrotladungen auf uns abgefeuert hatten. Doch weil wir alle in Deckung blieben, wurde keiner von uns getroffen. Bald darauf bereiteten sich die Piraten darauf vor, uns erneut anzugreifen, derweil wir uns darauf vorbereiteten, uns erneut zu verteidigen. Dieses Mal wählten sie jedoch die andere Seite, und sechzig Mann sprangen an Bord und begannen augenblicklich damit, auf das Deck und die Takelage einzuschlagen. Wir antworteten mit Schrot, Halbpiken und Pulversäcken und dergleichen und konnten die Angreifer zweimal zurückschlagen. Schließlich aber, um diesen Teil der Geschichte nicht in die Länge zu ziehen, mussten wir uns ergeben, weil unser Schiff manövrierunfähig war und wir drei Tote und acht Verletzte zu beklagen hatten. So wurden wir als Gefangene nach Salé gebracht, einem Hafen in der Hand der Mauren.

Dort wurde ich weniger grausam behandelt, als ich befürchtet hatte, und anders als die übrige Besatzung wurde ich auch nicht



ins Hinterland an den Hof des Herrschers gebracht, sondern blieb beim Anführer der Piraten, der mich als seine persönliche Beute ansah und, da ich jung und kräftig und für seine Zwecke gut zu gebrauchen war, zu seinem Sklaven machte. Die unvermittelte Verwandlung vom Kaufmann zum elenden Sklaven traf mich gänzlich unvorbereitet, und mir fielen die Worte meines Vaters wieder ein, der mir prophezeit hatte, dass es mir schlecht ergehen und ich niemanden haben würde, der mir helfen könnte – Worte, die sich, wie ich meinte, nun so vollständig erfüllt hatten, dass meine Lage schlimmer nicht werden konnte, mein Schicksal in Gottes Hand lag und ich ohne seine Gnade verloren war. Doch weit gefehlt, denn wie der weitere Verlauf dieser Geschichte zeigen wird, war es erst ein lauer Vorgeschmack auf das Elend, das mir noch bevorstand.

Da mein neuer Herr beziehungsweise Kapitän mich in seinem Haus untergebracht hatte, hoffte ich, dass er mich mitnehmen würde, wenn er demnächst wieder in See stach, denn ich hielt es für nicht unwahrscheinlich, dass er früher oder später von einem spanischen oder portugiesischen Kriegsschiff aufgebracht und ich die Freiheit wiedererlangen würde. Diese Hoffnung aber wurde schon bald erschüttert, denn immer, wenn er in See stach, ließ er mich an Land zurück, damit ich mich um seinen kleinen Garten kümmern und die einem Sklaven gebührenden Arbeiten in seinem Haus verrichten konnte, und wenn er zurück war, musste ich an Bord schlafen und auf das Schiff aufpassen.

Dann dachte ich an nichts anderes als meine Flucht und wie ich sie bewerkstelligen könnte, doch fiel mir nichts ein, was irgend Aussicht auf Erfolg gehabt, nichts, worüber nachzudenken sich gelohnt hätte, denn ich hatte niemanden, mit dem ich darüber reden konnte, niemanden, der mit mir gemeinsam fliehen wollte. Es gab keinen anderen Sklaven, keinen Engländer, Iren oder Schotten, nur mich, und so tröstete ich mich in den folgenden zwei Jahren zwar oft mit dem Gedanken an Flucht, hatte